



DAS WISSENSCHAFTSKOLLEG – EIN  
ZAUBERBERG DER WISSENSCHAFT?  
NAOKO MATSUMOTO

---

Naoko Matsumoto ist Professorin für deutsche Rechtsgeschichte. Nach dem Studium der Rechtswissenschaft in Tokio ging sie nach Deutschland und erwarb mit der Dissertation „Polizeibegriff im Umbruch: Staatszwecklehre und Gewaltenteilungspraxis in der Reichs- und Rheinbundpublizistik“ den Doktorgrad der Universität Frankfurt/Main. Nach Lehrtätigkeit an der Universität Hokkaido folgte sie 2002 dem Ruf an die Sophia-Universität, Tokio, an der sie bis heute den Lehrstuhl für europäische Rechtsgeschichte und deutsches Recht bekleidet. Im akademischen Jahr 2006/2007 war sie Gast am Max-Planck-Institut für europäische Rechtsgeschichte in Frankfurt/Main. – Adresse: Sophia-Universität, Yotsuya Campus, 7-1 Kioi-cho, Chiyoda-ku, Tokyo, 102-8554, Japan.  
E-Mail: n-matsum@sophia.ac.jp.

Mitte September 2015, beim allerersten Treffen der neuen Fellows im großen Kolloquiumssaal, verglich Thorsten Wilhelmy in seiner humorvollen Einführung ins Wiko-Leben für uns wohl meist ahnungslose Fellows das Institut mit dem „Zauberberg“ Thomas Manns, also mit einem Sanatoriumsaufenthalt und mahnte scherzhaft: *Bitte verlassen Sie das Institut nicht, ohne sich abgemeldet zu haben!* Bald stellte ich jedoch fest, dass das Wiko-Alltagsleben – mit Ausnahme des täglichen gemeinsamen Mittagessens – meilenweit entfernt war von einem Sanatoriumsleben, bei dem man, auf die eigene Gesundheit achtend, damit beschäftigt ist, gegen die Langeweile und das Verlassensein von der Welt zu kämpfen. Aber Langeweile und Verlassensein waren angesichts der rund fünfzig äußerst gesunden Fellows und der kulturellen und sozialen Attraktivität Berlins kaum möglich, so dachte ich mir.

Das Wiko-Jahr war für mich ein großzügiges Geschenk, allerdings war es kein leichtes Jahr. Meine Vorstellungen vom Institut waren zwar weder die eines Sanatoriums noch eines Urlaubsortes gewesen, aber ich ahnte im Voraus nicht, in welcher Art und Weise das Leben und die Arbeit hier eine Herausforderung werden könnten. Der vorliegende Bericht konzentriert sich darauf, den Kontrast zwischen meinen ursprünglichen Vorstellungen und den tatsächlichen Erfahrungen am Wiko mit einigen Beispielen zu schildern. Dabei lasse ich allerdings viele schöne Begegnungen und Erfahrungen, die meinen ursprünglichen Vorstellungen über das Wiko sehr wohl entsprachen, unerwähnt.

Mein rechtshistorisches Forschungsprojekt für das Jahr 2015/2016 am Wiko bestand in dem Versuch, deutsche und japanische Schlichtungsorgane im ausgehenden 19. Jahrhundert kulturhistorisch zu vergleichen. Diese Phase ist für die Justizgeschichte der beiden Staaten wichtig, weil gerade in dieser Zeit die modernen und hierarchisch-vereinheitlichten Gerichtssysteme durch Kodifizierung der Gerichtsverfassung und der Prozessordnungen entstanden. Kein Wunder, dass es darüber bereits etliche historisch-vergleichende Forschungen gibt. Die innerhalb dieser Entwicklung parallel entstandenen Schlichtungsorgane wurden, wie Statistiken zeigen, sehr gut genutzt, führten aber bisher in der Gerichtsforschung ein Schattendasein. Mit meinem Projekt wollte ich zwei konkrete Schlichtungsinstitutionen als Beispiele außergerichtlicher Konfliktlösungsmittel vergleichen: Die preußisch/deutschen Schiedsmänner und die japanischen Kankai.

Als Basis des Projekts verwendete ich neun Protokollbücher mit 670 Fällen, die ich vor einigen Jahren im Staatsarchiv Wolfenbüttel gefunden hatte. Auf der Basis einer empirischen Untersuchung wollte ich mich am Wiko mit methodisch-theoretischen Fragen beschäftigen und klären, was man mit einer vergleichenden Perspektive erreichen kann und wo die Gefahren – von Anachronismus über Etatismus bis Eurozentrismus, um nur einige Stichwörter zu nennen – liegen. Die Forschung am Wiko hatte ich mir ungefähr so vorgestellt, dass ich einschlägige Literatur in aller Ruhe durchlese und exzerpiere, dabei hoffentlich ein paar Gesprächspartner finde, die sich unter anderem für die obige Frage interessieren und mit mir darüber diskutieren wollen.

Der Wunsch nach interdisziplinären Gesprächen ging bald in Erfüllung. Vergleiche anzustellen war zu meiner Freude tatsächlich auch für einige andere Fellows ein Bestandteil ihrer Forschung. Resonanz fand ich sogar – oder gerade deshalb – in der islamischen Kunstgeschichte mit Finbarr Barry Flood, der islamische und europäische Standpunkte diachronisch und synchronisch zu betrachten wusste. Die Schwierigkeit lag leider immer darin, dass mein Englisch nicht ganz ausreichte, um die subtilen Nuancen der

Problematik je nach Disziplin formulieren zu können. Auf Deutsch ging das relativ glatt, und so half mir Bénédicte Zimmermann auf großartige Weise mit ihrem Forschungskonzept *Histoire croisée*, die Kontur meines Projekts mithilfe der Ansätze der Rezeptions- und Verflechtungsgeschichte theoretisch klarer zu machen.

Mein Dank gilt auch Daniel Schönplugh, der als Historiker stets seinen üppigen Wortschatz bereitstellte und weitere Ideen und Anregungen zu meinem Projekt angeboten hat.

Was ich jedoch vorher nicht erahnen konnte, war die großartige Unterstützung des Bibliotheksteams. Gleich nach meinem Dienstagskolloquium im Februar erhielt ich eine freundliche Mail von Sonja Grund, der Bibliotheksleiterin, übrigens einer hervorragenden Tischtennispielerin in den Mittwoch-Mittagspausen, die nachfragte, ob ihr Team bei der Suche nach den weiteren Quellen zum Schiedsmannswesen behilflich sein könne. Durch die gleich in Gang gesetzte gründliche Recherche durch Thomas Reimer stellte sich heraus, dass die Schiedsmannsprotokollbücher zu einer Quellengattung gehören, die nicht nur bis dahin unbekannt und unerforscht war, sondern auch noch wächst: Diverse Archive verzeichnen immer noch neu hinzukommende Protokollbücher und stellen ihre Bestandsinformation im Internet für die Forschung zur Verfügung. Bis jetzt sind mir Überlieferungen der Protokollbücher von über 86 Schiedsmannsbezirken für den Zeitraum 1879–1920 bekannt geworden. Wunderbar. Daraus ergab sich für mich eine ganz neue Situation der Quellenforschung, an die ich vor meinem Aufenthalt in Berlin nie gedacht hätte.

Neben dem eigenen Projekt war ich in der Schwerpunktgruppe für russische Rechtsgeschichte („Russland: Rechtsstaatlichkeit auf dem Prüfstand“) von Jane Burbank und Tatiana Borisova tätig. Als Rechtshistorikerin hatte ich daran ohnehin Interesse, aber vor Beginn des Forschungsjahres ahnte ich nicht, dass ich daran so regelmäßig teilnehmen würde. Hier erlebte ich die energische und doch flexible Organisationskunst von Jane und Tatiana. Sie veranstalteten vier sehr anspruchsvolle Workshops und mehrere kleinere Seminare. Anspruchsvoll waren sie für mich in dem Sinne, dass von den Teilnehmern erwartet wurde, die ca. zehn Beiträge bis zum Workshop alle gelesen zu haben, während die Referenten ihre Beiträge in radikal gekürzter Form präsentieren sollten. Dieser Stil war für mich neu und erschien mir anfangs spartanisch, im Endeffekt lernte ich aber unerwartet viel über die Vielfältigkeit russischer Rechtsgeschichte zwischen dem 17. und 21. Jahrhundert, von „Everyday-Law“ über „Lawmaking and Law-interpretation“ bis zu „Trajectories of Law and Sovereignty“. Andererseits stellte ich mit Überraschung fest,

dass es zwischen dem Englischen und dem Deutschen immer noch Schwierigkeiten gibt, geschichtliche Begriffe beider Sprachen klar gegenüberzustellen. Der Unterschied zwischen „Rechtsstaat“ und „Rule of Law“ z. B. wird in der *International Encyclopedia of the Social & Behavioral Sciences* kaum historisch verständlich erklärt. Wie ich damit umgehe, bleibt eine Aufgabe für die Zukunft.

Meine Ernte aus der Schwerpunktgruppe bestand ferner darin, die Forschungsarbeit der Mitfellows kennenzulernen und auf das eigene Projekt beziehen zu können. Janes Mikrogeschichten der prozessierenden Bevölkerung mit ihrer gewaltigen Untersuchung über Township Courts im imperialen Russland („Russian Peasants Go To Court“) und Constanța Vintilă-Ghițulescus feine Fallstudie rumänischer Strafprozesse im 18. Jahrhundert stimulierte mein Projekt so, dass der Wunsch in mir wuchs, meine vergleichenden Studien eines Tages auf Russland und Osteuropa auszuweiten. Maria Shklyaruk nahm mich an einem winterlichen Tag mit zu strafrechtlichen Verhandlungen vor dem Amts- und Landgericht in Moabit, wo sie für ihre rechtssoziologischen Untersuchungen im deutsch-russischen Vergleich mehrere dutzend Verhandlungen besuchte. Dass sie angewandtes Recht dort vor Ort analysieren konnte, machte mich als Historikerin ganz schön neidisch. Tatianas Arbeit zur Gesetzgebungspolitik und -kunst im frühmodernen Russland und ihre Auseinandersetzung mit der Frage, was so speziell am russischen Recht ist, weckte erneut mein früheres Interesse an den „Policyordnungen“ im Heiligen Römischen Reich und der Diskussion in Japan über „das moderne Recht“. Ich freue mich auf die Zeit, wenn wir diese Thematik – wohl in anderer Form – hoffentlich wieder auf den Tisch bringen können.

Auch der Deutschkurs des Wiko war jenseits meiner ursprünglichen Vorstellung. Die Leiterin des Kurses, Eva von Kügelgen, hat uns nicht nur mit unterschiedlichen Lektüren wie *Die Physiker* von Dürrenmatt, *Wittgensteins Neffe* von Bernhard oder *Furcht und Elend des Dritten Reiches* von Brecht „gefüttert“, sondern sie hat uns auch eine Vertiefung unseres Verständnisses der Arbeiten deutscher Mitfellows ermöglicht, indem sie einige von ihnen gleich nach ihren Dienstagsvorträgen in den Deutschunterricht einlud. So durften wir etwa mit Holger Diessel (Gebrauchsbasierte Grammatiktheorie), Ina Hartwig (Biografie Ingeborg Bachmanns) und Daniel Jütte (Geschichte des Fensterblicks) noch einmal im kleineren Kreis auf Deutsch diskutieren.

Die Vorbereitung für den Unterricht nahm für mich viel Zeit in Anspruch, aber durch die Beschäftigung mit den gemeinsamen Aufgaben entstanden über die fachliche Nähe und die Mittagsgespräche hinaus eine Vernetzung und Freundschaften, die mein

Forschungsjahr bunt machten und mich bereicherten. Manchmal spielte ich sogar mit der Idee, ob es für die Nichtmuttersprachler ohne bzw. mit wenig Aufenthaltserfahrung im englischsprachigen Raum in der Zukunft nicht sinnvoll wäre, einen kleinen Englischkurs einzurichten. Ein Vorteil wäre, dass die Auswahl an potenziellen Fellow-Kandidaten, vor allem bei jüngeren Wissenschaftlern, noch vielfältiger werden könnte. Denn, soweit ich mitbekommen habe, ist etwa für Historiker und Juristen aus vielen Ländern Englisch nicht unbedingt eine gängige Sprache.

Letztendlich hatte Thorsten Wilhelmy aber mit seiner Metapher vom Zauberberg in einem Punkt vollkommen recht: Im Wiko prägte sich schnell eine Stimmung aus, die wohl nur in einer geschlossenen Gesellschaft ähnlich dem Zauberberg entstehen konnte: Man wechselte schnell zum Du und auch unter den hartnäckig beim „Sie“ bleibenden Fellows und Mitarbeitern sprach man sich häufig mit dem Vornamen an. Trotz der vielfältigen kulturellen Attraktivität der Stadt Berlin blieben manche oft unter sich im Grunewald, nicht nur zu den schönen Abendkolloquien, sondern auch zu anderen spontanen Treffen, wie z. B. anlässlich der Fußball-Europameisterschaft. Auch den musikalischen Höhepunkt des Jahres, „Cassandra“ von Michael Jarrell mit der Orchester-Akademie der Berliner Philharmoniker, konnte ich mit Fellows und deren Familien erleben. Außerdem gab es noch regelmäßige selbstorganisierte Spaziergänge, lange Diskussionen, gemeinsame Essen mit gesundem und verführerischem Essen. Berlin Mitte blieb mir insofern fremd.

Doch komme ich zum Schluss zu einer kleinen Episode, die meine Vorstellung über Berlin gewissermaßen geprägt hat. An einem Abend Ende Juni bummelten wir, meine Tochter, eine Freundin aus Frankfurt und ich, nach einem Abendessen in der Nähe des Savignyplatzes mit einem Eisbecher in der Hand die Niebuhrstraße entlang. Unsere Freundin machte uns auf eine Jugendstilhaustüre aufmerksam, die in schwarz-weißem Kassettenmuster bemalt war. Wir studierten die auffallend schön lackierte Tür, die von der orangenen Straßenbeleuchtung beschienen wurde. Da kamen ein Mann und eine Frau mittleren Alters mit Fahrrädern angefahren, schlossen diese am Zaun an und wollten ins Haus – natürlich durch die Tür. Der Mann mit dem Schlüssel in der Hand, offenbar ein Bewohner, meinte zu uns: „Wollen Sie rein?“

Während wir die Innenausstattung der Eingangshalle mit offenen Mündern bewunderten, erzählte er, dieses Haus sei das allererste Jugendstilhaus in Berlin, das schon in den zwanziger Jahren gebaut wurde. „Quatsch“, meinte die Frau neben ihm, wohl seine Partnerin, „das Haus ist doch viel früher gebaut worden. Das steht doch hier an der Wand: 1906.“ „So?“ meinte er, ohne sich von dem Wort „Quatsch“ aus der Ruhe bringen

zu lassen und fügte hinzu: „Jetzt schmeißen wir Sie aber raus.“ Er wollte wohl in seine Wohnung. Wir dankten und gingen gut gelaunt. Die Situation war so entspannt, dass wir von dem Wort „rausschmeißen“ überhaupt nicht irritiert waren.

Ich weiß nicht, ob es hier in Berlin üblich ist, dass Bewohner drei Fremde einfach ins Haus hineinlassen. Für mich bleibt diese Erfahrung jedoch als ein Beispiel der groben Herzlichkeit der Berliner in Erinnerung, die, auch angesichts von Terrorattacken einerseits und Ausländerhass andererseits, in einer international längst gemischten Gesellschaft in ihrer jetzigen Form hoffentlich erhalten bleiben wird.

Ich wünsche den zukünftigen Fellows ein ebenso bereicherndes und entdeckungsreiches Jahr, wie wir es dank der großzügigen Unterstützung der Wiko-Mitarbeiter erleben konnten.